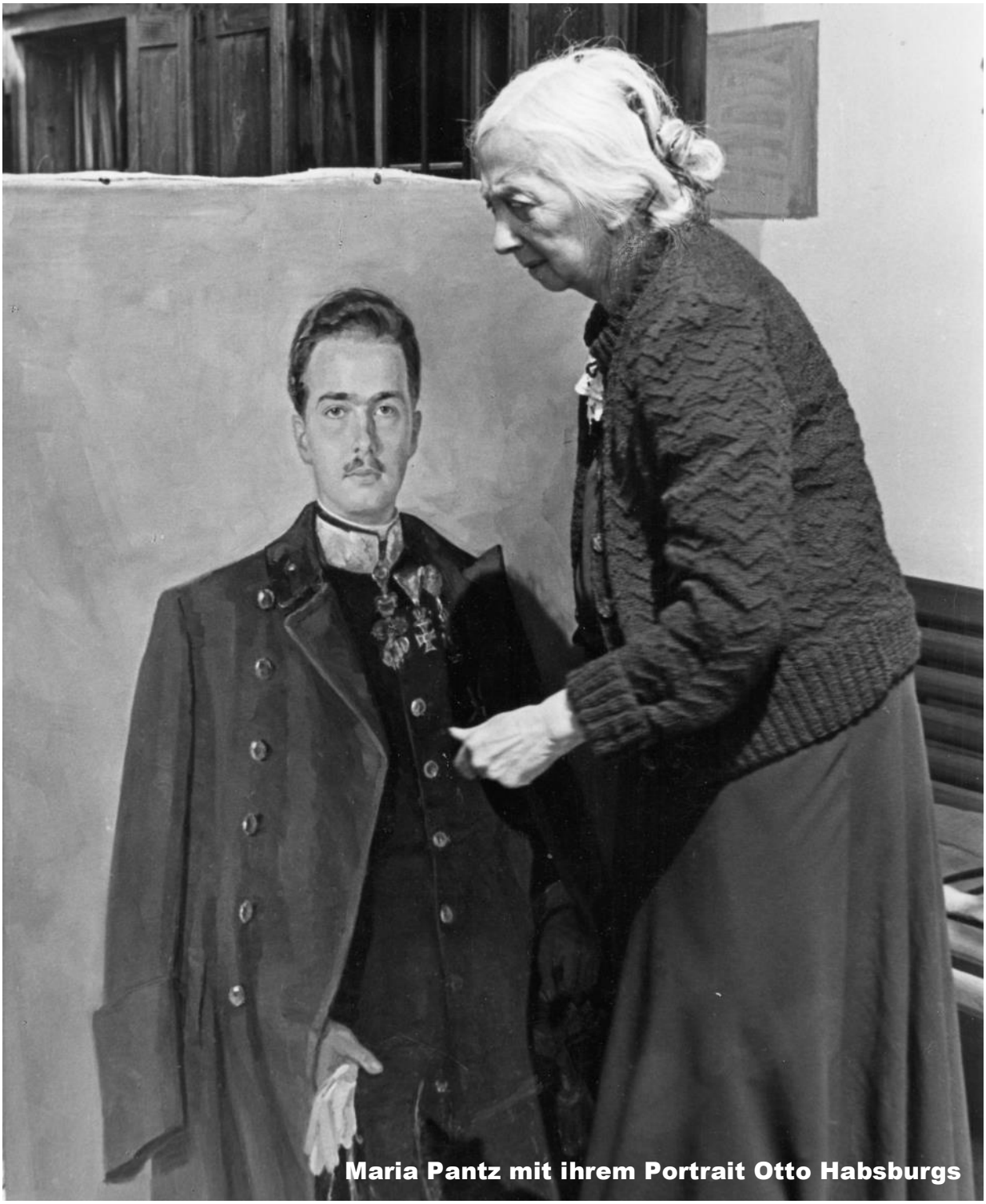
KAMMBERG SCHRIFTEN

HEIMATVEREIN PILLERSEE

Nr. 31 Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee Frühjahr 2018



Maria Pantz mit ihrem Portrait Otto Habsburgs

Die Familie Pantz in Fieberbrunn

Hans Bachler

Betritt man den Fieberbrunner Friedhof über den Haupteingang, fällt auf der rechten Seite eine in die Friedhofsmauer eingelassene Grabplatte auf, die einer Familie von Pantz gewidmet ist.

Nur die wenigsten Fieberbrunner wissen vermutlich, was es mit dieser Familie auf sich hat – ein Grund, sich näher damit zu beschäftigen.

Foto: Gorenjci.sl.

Lambert Ritter von Pantz zu Plötzenbach war im vorletzten Jahrhundert Werksverwalter des Eisenwerkes Pillersee. Er wurde im Jahre 1835 in Neumarktl (heute Tržič) im damaligen österreichischen Stammland Krain als Sohn von Johann Ignaz von Pantz geboren.

Die Familie war weit verbreitet und praktisch zur Gänze im Bergbau tätig. Auch Johann Ignaz war Gewerke (Bergwerks-Mitbesitzer) und Hüttverwalter in Eisenkappel in Kärnten, zwei Brüder von Lambert folgten ihm in dieser Funktion nach, einer von ihnen war auch noch Kärntner Landtags- und später Reichsratsabgeordneter[1].

Lambert von Pantz studierte Maschinenbau am Polytechnikum in Wien[1], Montanistik in Leoben und Chemie in Chemnitz. Er begann seine berufliche Laufbahn als Leiter des Hüttenwerkes in Wochein (heute Bohinj) in Krain und war dann in den Jahren 1869 bis 1889 technischer Direktor der Krainer Eisenindustrie in Aßling (heute Jesenice). Für den Krainer Bergbau zeichneten sich im 19. Jahrhundert ähnliche Probleme ab wie bei uns in Fieberbrunn, der geänderte Weltmarkt machte die Produktion zunehmend unrentabel. Lambert von Pantz versuchte dem entgegenzuwirken. Er machte sich um die Entwicklung der Eisenwerke in der Region Gorenjska verdient, indem er die Wettbewerbsfähigkeit durch Erfindungen und Rationalisierung der Arbeitsprozesse zu bewahren versuchte. 1872 erfand er das Verfahren zur Gewinnung von Ferromangan (Eisen- und Manganlegierung) im Hochofen. Das damit gewonnene elastischere Eisen wurde vor allem für die Fertigung von Eisenbahnschienen verwendet. Lohn dafür waren 22 internationale Auszeichnungen, darunter die Goldmedaille auf der Weltausstellung im Jahre 1873 in Wien und die Anerkennung auf der internationalen Weltausstellung in Philadelphia 1876. Von Bedeutung war auch seine Erfindung einer selbsttragenden Seilbahn, durch die die Rohstoffe schneller und billiger ins Tal transportiert werden konnten[2].

in der Mitte Lambert Pantz, Foto: Gorenjci.sl

In der Zwischenzeit in Fieberbrunn: Im Jahre 1890 übernahm die Innsbrucker Firma Köllensperger das darniederliegende Hüttwerk. Nach der Privatisierung des ursprünglich ärarischen Werkes wurde es eine Zeitlang durch heimische Gewerken geführt, von der Übernahmen durch die renommierte Firma Köllensperger erhoffte man sich einen Aufschwung der für Fieberbrunn so wichtigen Industrie. Köllensperger dürfte nun den in Fachkreisen bekannten Lambert von Pantz angeworben haben, von 1890 bis zu seinem Tod 1895 war er Direktor des Eisenwerks Pillersee. Auf seine Initiative geht vermutlich auch der Bau der Werksseilbahn vom Hüttwerk zum Bahnhof zurück, er konnte hier seine in der Krain gewonnenen Erfahrungen nützten.

Pantz ließ sich mit seiner Familie in Fieberbrunn nieder und kaufte von der Familie Dandler die sogenannte Dandlervilla oberhalb des Gasthauses. Hier lebten nach seinem Tod seine Frau Ludovika von Pantz (1849 – 1921) und seine Kinder, die alle vier noch in Jesenice geboren wurden.

Der Sohn Dr. Anton Ritter von Pantz (geb. 1878) verunglückte im Ersten Weltkrieg im Jahre 1917 als Zivilrichter im Küstenlande bei Triest tödlich. Seine Leiche wurde nach Fieberbrunn überführt und im Familiengrab beigesetzt[3].

Josef Adolf von Pantz (geb. 1887) war nach dem Zweiten Weltkrieg in Rosenegg als Kaufmann tätig.

Manchen älteren Fieberbrunnern sind aber noch die beiden Pantz-Schwestern in Erinnerung. Helene (geb. 1880) und Maria von Pantz (1877 – 1960) lebten nach dem Krieg bis zu ihrem Tod in ihrem Haus in der Walchau.

Besonders Maria von Pantz war eine interessante, leider fast völlig in Vergessenheit geratene Persönlichkeit. Sie studierte in Wien Malerei und war in der Zwischenkriegszeit eine geschätzte Portraitmalerin.

In der Zwischenkriegszeit hatte sie am Stock-im-Eisen-Platz gemeinsam mit ihrer Schwester ein Atelier. Das erste Mal öffentlich in Erscheinung trat Marie von Pantz im Jahre 1914, als nach dem Attentat von Sarajewo ihr Ölbild des Schlosses Artstetten zugunsten des Fonds für Kriegswitwen und -waisen versteigert wurde[4].

In der Zwischenkriegszeit nahm sie an verschiedenen Ausstellungen in Baden und im Wiener Künstlerhaus teil, war Mitglied des steirischen Künstlerbundes und wurde von der Stadt Graz mit der Kunstmedaille ausgezeichnet. Ein Bild, das sie bei einer Ausstellung des Albrech-Dürer-Bundes zeigte, wird wie folgt beschrieben: „Das Portrait des Herrn Kabinettsvizedirektors Klastersky von Maria Pantz ist wegen seiner wohlgeformten, eindringlichen Charakteristik, seiner gediegenen Zeichnung und seines beruhigten, klaren Vortrages besonders anerkennenswert.“[5]

Die „Österreichische Illustrierte Zeitung“ widmet ihr 1930 einen längeren Artikel: „Die Künstlerin entstammt einem alten deutschen Adelsgeschlechte. Die bekannte Portraitmalerin hat ihre Studien in der Wiener Kunstschule bei Prof. Seligmann, Tichy, Jettmar und Kurzweil absolviert. Später besuchte sie der Studien halber München. Wer ihr Atelier am Stephansplatz besucht, der findet in dem ganzen Heim den Zug des künstlerischen. In einer kunterbunten Reihe stehen die vielen Portraits und, das soll besonders hervorgehoben werden, Portraits von in- und ausländischen Persönlichkeiten. So war Maria von Pantz die erste weibliche Portraitmalerin, die die griechische Königin malen durfte. Anerkennung und dank war der Lohn des griechischen Herrscherhauses für das gelungene Portrait. Maria Pantz ist auch Inhaberin der großen silbernen Staatsmedaille. Das Gute bei den Portraits der Maria Pantz, das sie ohne jedwelche süßliche Schmeichlerei im richtigen, günstigen Momente zu erfassen weiß, ist immer gekrönt von dem Triumph der Natürlichkeit und der Wahrheitsliebe. Maria Pantz ist eine echte Künstlernatur, die ein warmfühlendes Herz für ihre Mitmenschen hat.“[6]

Steffi Dandler, Portrait von Maria Pantz

Das Portrait der griechischen Königin machte Maria von Pantz vor allem in Adelskreisen bekannt, sie wurde zur Malerin der „oberen Zehntausend“, wie sie in einem Zeitungsartikel später bezeichnet wurde[7]. Das Bildnis einer reichen Amerikanerin, die sie in ihrem Wiener Atelier malte, gefiel jenseits des großen Teiches so gut, dass sie insgesamt acht Mal mit dem Schiff nach Amerika fuhr, um dort vor allem Industriekapitäne und ihre Familien zu malen.

Auch sonst war Marie Pantz eine weit gereiste Dame. Von dieser Weltläufigkeit profitierte später noch ihre Nachbarin Steffi Dandler, die von ihr später Englischunterricht bekam.

Während des Zweiten Weltkriegs übersiedelten die Pantz-Schwestern nach Fieberbrunn, ihr Atelier in Wien fiel den Bomben zum Opfer, außer einigen Fotografien konnte nichts gerettet werden. Nach dem Krieg verbrachten sie ihren Lebensabend in bescheidenen Verhältnisse in ihrem Haus in der Walchau, wo beide auch verstarben. Bei der heimischen Bevölkerung bestand wenig Bedarf nach Portraits und Ölgemälden, nur gelegentlich malte Marie Pantz noch.

Das Haus befindet sich nach wie vor in Familienbesitz, heute verbringt dort der pensionierte Arzt aus Wörgl, Dr. Manfred Pantz mit seiner Frau viele Wochenenden.

---

[1] Alfred Anthony von Siegenfeld: Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreichs, Wien 1905, S. 483
[2] http://www.gorenjci.si/osebe/pantz-lambert/474/
[3] Tiroler Anzeiger vom 10.11.1917
[4] Grazer Mittagszeitung vom 12.12.1914
[5] Neues Wiener Tagblatt vom 18.04.1931
[6] Österreichische Illustrierte Zeitung vom 30.03.1930
[7] Tiroler Tageszeitung vom 26.05.1954

Christian Reithmann - ein trefflicher Schütze

Wolfgang Schwaiger

Anlässlich seines 200. Geburtstages erinnerte man sich wieder vermehrt an den berühmtesten Sohn unserer Heimat. Sein Aufsehen erregender Prozess im Patentstreit mit Nikolaus August Otto hat Schlagzeilen gemacht, diese Zeilen wollen sich aber jenem Christian Reithmann widmen, der mit einer großen Zahl von Erfindungen und Patenten schon von seiner Jugendzeit an aufgefallen ist. Es begann mit dem Herstellen von Werkzeugen für die Buchbinderei und Schnittvergoldung, die er bereits als 14jähriger zum Reparieren und Restaurieren von alten Büchern und Schriften verwendete. Ein Schützenfest in Schwoich bei Kufstein sollte dann zu der alles entscheidenden Wende im Leben des Pillerseers führen: Er begeisterte mit einem Brillantfeuerwerk, die Lobeshymnen erreichten auch seinen Heimatort, der Pfarrer von Fieberbrunn empfahl ihn an den Erzbischof von Salzburg, Fürst Friedrich von Schwarzenberg. Dort erlernte er den Beruf des Kunsttischlers, wanderte als Geselle nach München, bekam eine Stelle beim Hoftischlermeister Klink und arbeite an den kunstvollen Intarsien-Schnitzereien in den Festsälen der Residenz. Doch seine Liebe zur Mechanik, insbesondere zur Uhrmacherei, führte ihn im Jahre 1841 in Schwabing zum Uhrmachergeschäft der Witwe Rotmeyer, wo er als Gehilfe begann, bald aber schon die Leitung übernahm.

Dann begann seine „Karriere“ als Uhrmacher, die im späteren Verlauf mit dem Titel „Königl. Bayrischer Hofuhrmacher“ eine vielbeachtete Krönung erfuhr. Er schaffte es auch, die Bürgerrechte der Stadt München zu bekommen, gegen den Willen der Innung als Uhrmacher anerkannt und in den Polytechnischen Verein aufgenommen zu werden. Sein Beschäftigungsfeld war vielseitig, so zählte eine selbstkonstruierte Räder- und Triebfräsmaschine genauso zu seinem Inventar wie der legendäre Gasmotor, den er zum Antrieb seiner Gerätschaft benötigte. Ein Inserat, geschmückt mit der silbernen Medaille der Weltausstellung von Paris 1867, gibt ein Bild über sein umfangreiches Betätigungsfeld.

94

Christian
Reithmann,
Uhrenfabrikant,
Hofstatt Nro. 8 in München,

fertigt Uhren seiner neuesten Erfindung (Patent) mit konstanter Kraft, als: Taschen-Chronometer, astronomische Regulators ohne Einfluß der Feder, Gewichte und des Räderwerkes auf die Unruhe oder den Pendel; dann Pendule in Wienerform, sowie elektrische Uhren, und ähnliche Apparate jeder Art, auch Reparaturen aller Art.

Er baute pneumatische Uhren und Haustelegrafen, arbeitete an Musikinstrumenten und Glockenspielen, war Elektriker und Maschinenbauer zugleich. Ein elektrischer Impulsgeber für Pendeluhren führte zur Auszeichnung von Paris. Bei der Weltausstellung 1873 in Wien war er mit einem eigenen Stand vertreten, er inserierte unter anderem mit folgendem Text: „Reithmann, Christian, München. – Electrische Uhren mit einer Hauptuhr. Luftdrucktelegraphen mit Uhrmechanik“

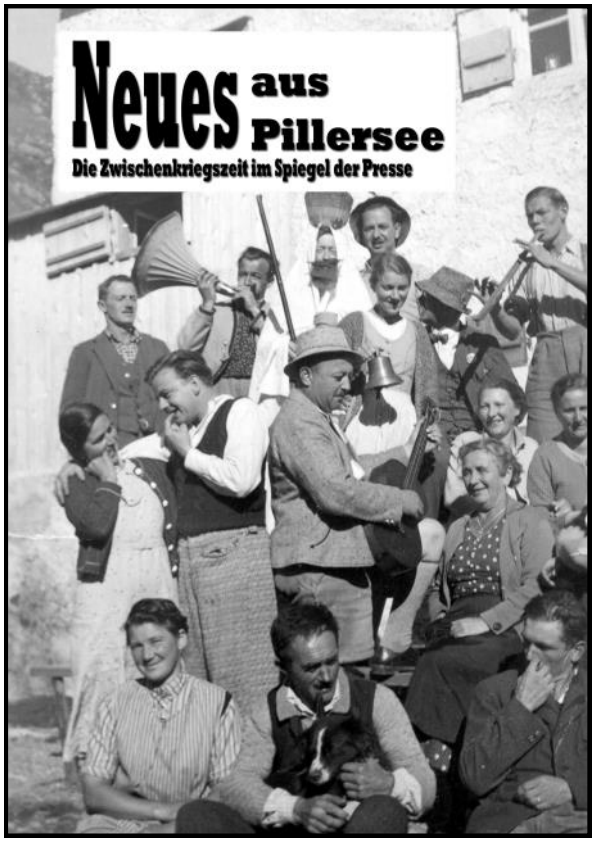
Sein großer Bezug zum Schützenwesen sollte aber auch zu anderen Errungenschaften führen: Über Jahre war er Schützenmeister der hochangesehenen „Königl. privilegierten Münchener Hauptschützengesellschaft“. Im Jahre 1880 wurde er zum österreichischen Bundesschießen nach Wien entsandt, um dort die schießtechnischen Anlagen zu studieren und die Erfahrung bei dem ein Jahr später stattfindenden 7. deutschen Bundesschießen zu verwerten. Die immer wieder auftretenden Unzugänglichkeiten beim Punktemessen veranlassten ihn zur Erfindung einer damals sensationellen Punktemssemaschine. Sie maß auf 10.000 Teile genau und wurde zum Standard für alle großen Veranstaltungen dieser Art. Ein Nachbau dieser Messmaschine durch die Firma SIRIUS ist noch im Besitz der Kitzbüheler Schützengilde. Mechanische Figuren, Adler und Herolde, die sich je nach der Güte des Schusses bewegten, waren beliebte Attraktionen bei den Volksfesten. Reithmann selber hatte einen Stammplatz beim Spatenbräu, täglich, über 50 Jahre lang, soll er sich dort seinen Feierabendtrunk genehmigt haben.

Von Christian Reithmann II verliert sich nach dem Jahre 1941 jede Spur, das Haus Hofstatt 8 wurde im 2. Weltkrieg völlig zerstört und damit auch eine Vielzahl von Erfindungen, Uhren und anderer hochinteressanten technischen Apparaturen und Maschinen.

Quellen:
Gustav Goldbeck, Technikgeschichte in Einzeldarstellungen, Nr. 1, 1967
Allgemeines Journal der Uhrmacherkunst, 1908

Die Teilerzählmaschine (Nachbau, ca. 1900)

NEUERSCHEINUNG



Vor einigen Jahren veröffentlichte der Heimatverein ein Buch, das Zeitungsberichte vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zum Inhalt hatte.

Diese Publikation wird nun durch eine Neuerscheinung fortgesetzt, die die Zeit vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zum Inhalt hat. Dieses Vierteljahrhundert war eine turbulente Zeit, die unsere Pillerseegemeinden als Teil der Ersten Republik, des autoritären Ständestaates und als Teil des Deutschen Reiches sah.

Politische Umstürze, Wirtschafts– und Finanzkrisen, dramatische Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und die Auswirkungen der Hitlerdiktatur prägten die Zeit und fanden auch in der Presse ihren Niederschlag. Auch gesellschaftliche „Seitenblicke“, Kriminalia und manche Kuriosa finden sich in der damals sehr vielfältigen Presselandschaft.

Illustriert werden die Zeitungsberichte durch eine Reihe von vielleicht noch nicht so bekannten Fotos.

Das Buch ist beim Heimatverein Pillersee, bei der Gemeinde Fieberbrunn und an angewählten Verkaufsstellen erhältlich.

Von Südtirol nach Fieberbrunn
Zeitzeuge Johann Zöggeler

Heidi Niss

Jeder kennt ihn, geht er doch täglich mit dem Hund, einem Husky, seine Runden.

Wie aber waren seine Kindheit und sein Werdegang?

Johann Zöggeler kam am 13. Mai 1931 als fünftes Kind von 15 zur Welt. Sein Geburtsort ist Mölten oberhalb von Meran. Der Vater bewirtschaftete ein kleines Bauerngütel, hielt einige Ziegen, fütterte eine Kuh und betreute einen Weinberg, von dem die Hälfte des Ertrages als Pacht an den Besitzer abgegeben werden musste. Zum Haus führte kein Weg. Neben der beschwerlichen Bauernarbeit war der Vater auch als Taglöhner beschäftigt.

1932 übersiedelte die Familie nach Terlan. Dort war die Bauerschaft größer. Man hielt 4 Kühe. Der Weinberg war auch größer geworden. In diesem Gebiet gab es auch viele Vipern, vor denen sich die Kinder vor allem beim Pflücken der Brombeeren, aber auch beim Spielen hüten mussten. Als die ersten Geschwister in die Schule kamen, kürzte der Vater den Schulweg dahingehend ab, dass er felsiges Gebiet mit Hilfe einer Leiter überbrückte. So kraxelten die Kinder über die Leiter und mussten darauf achten, dass diese intakt blieb.

Zusehends wuchs die Familie, und so übersiedelte sie auf den Roanerhof in der Gemeinde Tiesens am Tschögglberg. Der Bauernhof war der höchst gelegene. Dort wuchs kein Wein mehr , aber man erntete Obst, und man hielt 10 bis 12 Kühe.

Das Familienleben lief in geordneten Bahnen. Die Mutter war sehr religiös, lehrte die Kinder das Beten und hatte bei Tisch eine kleine Weidenrute bei sich, um die Kinder damit zu mahnen, wenn sie sich nicht ordentlich aufführten. Gegessen wurde immer gemeinsam, nur die Eltern sprachen miteinander. Die Kinder hatten zu schweigen. Häufig wurde das Essen in einer Schüssel auf den Tisch gestellt. Daraus aß die gesamte Familie. Damit alle Platz hatten und etwas erwischen konnten, saßen sie seitlich. Dadurch wurden die Arme länger und so hatten alle Platz. Wenn es Knödel gab, wurden diese auf Teller gegeben, wobei jeweils zwei Kinder aus einem Teller löffelten.

Im Jahre 1938, als Hans 7 Jahre alt war, begann auch für ihn die Schulpflicht. Steile Wiesen führten zur Schule. Diese war an die Kirche angebaut. Es war die Zeit Mussolinis. Man wollte die Südtiroler italienisieren. Die deutsche Sprache war generell verboten. Deshalb wurden italienische Lehrer in Südtirol eingesetzt. Ebenso verboten war der blaue Schurz, das „Firti“. Ein Nachbar erlaubte den Kindern den Schurz vor der Schule in seinen Keller zu hängen. Nach dem Unterricht holten sie ihr „Firti“ und liefen heim.

Eine junge, italienische Lehrerin, sie verstand kein Wort Deutsch, unterrichtete natürlich Italienisch. Der Unterricht begann mit einem Gebet. Die Kinder hatten keine Ahnung, was das heißen sollte. Doch im Lauf der Zeit war man imstande, das Gebet mitzuplappern. In Erinnerung ist Hans, wie die Lehrerin immer und immer wieder das Wort „pipa“ sagte, dabei eine Pfeife auf die Tafel zeichnete und den Buchstaben „p“ entstehen ließ. In der Mittagspause, damals gab es auch nachmittags Unterricht, durfte Hans bei der Lehrerin bleiben. Vermutlich hatte der Vater darum gebeten, weil der Bub recht zart und der Schulweg zu lang war. Die Lehrerin wohnte in der Schule. Von dort aus führte eine Türe in die Emporkirche. Dort hatte sie einen Kasten mit ihren Vorräten. Hans durfte bei der Lehrerin essen. *„Polenta figola“,* so sagte sie meistens. Es war Polenta mit Bohnen oder Kastanien.

Das Schuljahr 1938/39 besuchte Hans am Tschögglberg. Der Bub hat nichts verstanden, nichts gelernt, nie eine Note bekommen und auch kein Zeugnis. Ob er gelobt wurde, weiß er nicht, weil er nicht Italienisch verstand.

Im Winter1939, hieß es daheim *„Zusammenpacken! Wir müssen über die Grenze“.* Der Rucksack wurde gepackt, das Nötigste mitgenommen. Der Hausrat wurde später nachgeschickt Leicht mag es den Eltern nicht gefallen sein, mussten sie doch das Grab von zwei kleinen Kindern zurücklassen und mit der übrigen Kinderschar den Weg in eine ungewisse Zukunft antreten.

Als die Familie Anfang Jänner nach Innsbruck kam, wurde sie am Bahnhof in einem großen Hotel einquartiert. Die Kinder durften das Haus nicht verlassen, schauten aber gerne aus dem Fenster und staunten, wenn die Straßenbahn vorbeifuhr und klingelte. Viele neue Eindrücke lenkten die Südtiroler Bergbauernkinder ab, die vorher nie einen Zug oder eine Straßenbahn gesehen hatten.

Einige Tage später fuhr die Familie nach Fieberbrunn. Sie war nach St. Jakob i.H. zugeteilt worden. *„Gegen 5 Uhr abends kamen wir in Fieberbrunn an.*

Es war Anfang Jänner, und wir hatten noch nie so viel Schnee gesehen. Am Bahnhof gab es damals eine Bahnhofrestauration, die einem Südtiroler gehörte, der schon früher ausgewandert war. Dort beim Wieshofer in der „Resti" wurden wir bewirtet.

Außer uns waren noch zwei Familien nach St. Jakob i.H. zugeteilt worden. Wir drei Familien mit ca. 28 Personen wurden später abgeholt. Der Knecht vom Hausererwirt

Gasthof Wieshofer beim Bahnhof Fieberbrunn

kam mit dem Fuhrwerk. Natürlich hatten wir nicht alle auf dem Fuhrwerk Platz. Die Frauen durften aufsteigen, das Gepäck wurde verladen, und wir Kinder und die Männer mussten zu Fuß hinter dem Wagen herstapfen. Die Schneewände rechts und links ragten weit über unsere Köpfe. Schuhe hatten wir noch nie besessen. Wir trugen „Knospen", die an der Sohle mit Rossnägeln bestückt waren. So kamen wir zum Hausererwirt, wo bereits schon ein Witwer mit 5 Kindern wohnte".

Täglich mussten die Kinder zur Messe gehen, und die Mutter hatte dem Pfarrer zugesagt, dass Hans täglich ministrieren würde.

„Schlimm waren die Rorateämter, die um 6 Uhr früh begannen und bis 7 Uhr 15 dauerten. Da fror man eine halbe Stunde ganz allein im Dunkeln bis die Schule geöffnet wurde. Eine Kirchgängerin, die „Stegermam", die fast täglich zur Messe ging, fragte ich, ob ich mich in ihrer Stube wärmen dürfte. Ich war glücklich, nicht in der Kälte und Dunkelheit bleiben zu müssen. Manchmal konnte ich mich auch beim Wimmerbauern aufwärmen".

Ich ministrierte fleißig,. Im Monat Mai manchmal zweimal am Tag bei der Messe und bei der Maiandacht.".

Im Jahre 1944 starb die Mutter nach der Geburt des 15. Kindes. So übernahm die ältere Schwester Mena die Pflichten der Mutter, zog die kleine Susanne auf, die mit 6 Jahren starb und versorgte die ganze Familie.

Ab März 1945 gab es wegen des Krieges keinen geregelten Schulbetrieb mehr. Hans war nun 14 Jahre alt und erhielt beim Reiterbauern Arbeit als Landarbeiter. Ab 1948 arbeitete er im Sägewerk Schwarz in St. Ulrich a. P. *„Wir holzten auch in Saalbach auf der Alm bis Dezember."*

1950 stand Hans als Knecht beim Linerbauern ein. Dort arbeiteten 25 Dienstboten. Bei Tisch saß

auf der Reiteralm (Foto: Zöggeler)

man auch mit der Schmalseite, damit man Platz hatte, und die Schüssel in der Tischmitte leichter erreichbar war. Es war eine schöne Zeit beim Linerbauern. Um 18.00 Uhr war Feierabend. Dort verdiente Hans im Monat 400 Schilling. Nach einem Jahr folgte er einem verlockenden Angebot zur Holzarbeit nach Thiersee. Dort rodeten sie einen ganzen Wald, der vom Borkenkäfer befallen war. Sie bauten sich einen primitiven Unterstand, der sie vor Regen und Wind schützte, weil es dort keine Hütte gab.

In der Nachkriegszeit suchten viele Menschen Arbeit in der Schweiz. .So ging auch Hans im Mai 1952 dorthin, verdingte sich als Knecht bei einem großen Bauern, der auch eine Schweinezucht betrieb. Wegen seiner Geschicklichkeit und seines Fleißes wurde er bald Vorarbeiter. Zwei Jahre später kam er wieder heim und bewarb sich 1954 beim Bergwerk in Leogang und erlernte mit 23 Jahren den Beruf des Hauers.

1957 wurden alle Tiroler im Bergwerk Hochfilzen übernommen, wenn sie es wollten. Hans tat es. Er arbeitete in Rettenwand und am Bürglkopf. Er wurde dann Betriebsrat und als solcher immer wieder gewählt – 30 Jahre lang. Ebenso lang war Hans in der Gemeinde Fieberbrunn tätig als Gemeindevorstand und 12 Jahre als Vizebürgermeister.

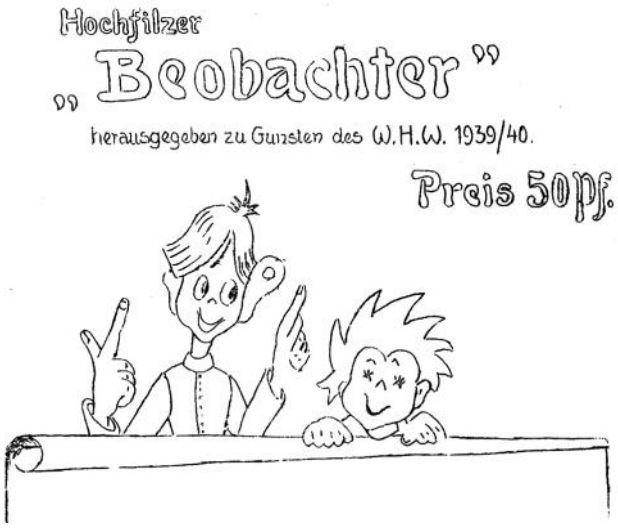
Er heiratete 1957 seine Greti, die ihm wohl den Rücken freihielt für seine öffentlichen Tätigkeiten. Sie zogen drei Kinder auf, bauten ein Haus am Lindauweg, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, dass er den Grund für das Haus mit der Schaufel aushob, weil es damals noch keine Maschinen gab.

Hans Zöggeler ist Träger vieler Auszeichnungen - davon erhielt er die Verdienstmedaille des Landes Tirol, der Republik Österreich, der Adlermedaille des Pensionistenverbandes, und er ist Ehrenringträger der Gemeinde Fieberbrunn.

m Machkammerl eingesperrt

Hans Edelmaier

Faschingszeitungen dienen der Unterhaltung in der närrischen Zeit und sie nehmen launige Episoden des abgelaufenen Jahres aufs satirische Korn. Aber sie sind auch eine historische Quelle, wenngleich mit beschränkter Aussagekraft. Immerhin holen sie das eine oder andere Ereignis aus dem Vergessen zurück; sie können damit einen sozialgeschichtlichen Beitrag liefern und auch ein wenig das Lebensgefühl einer Epoche skizzieren.



Titelblatt der Faschingszeitung

Im Gemeindearchiv liegt eine Faschingszeitung aus dem Jahr 1940 auf. Sie hieß „Hochfilzer Beobachter" in Anlehnung an die reichsdeutsche Tageszeitung „Völkischer Beobachter" und kostete 50 Pfennige. Der Erlös kam dem Winterhilfswerk 1939/40 zugute.

Die Episoden wurden in Reimform dargestellt und nachdem beim Reimen nicht nur auf den Reim, sondern auch auf das Versmaß Bedacht zu nehmen ist, wird die Lektüre mitunter holprig.

Eine der in dieser Faschingszeitung thematisierten Episoden handelt von einer Liebelei:

„Da ging spazieren im Mondenschein
ein blonder Bursch mit seinem Mägdelein."

Eine romantische Szene. Es handelte sich, wie weiter unten offengelegt wird, um den Lackner Wastl (1919-2009) aus St. Ulrich. Er war ein Bruder des Jägers Hans Lackner, der im Bachl das „Jagerhäusl" gegenüber dem Bachlhof bewohnte (heute Im Bachl 21). Er war Holzknecht, der häufig im steirischen Holz schlug und im Winter im Schiverleih des Kitzbühler Sportgeschäfts seines Schwagers Zwicknagel arbeitete. Zwischendurch half er auf Almen aus und das wird einem vitalen jungen Mann wie ihm die nötige Abwechslung geboten haben. Sein Andenkenbild zeigt einen freundlichen älteren Herren und es ist ihm anzusehen, dass er in seiner Jugend wohl kein Griesgram gewesen ist. „Reisige Liebhaber" in Form von Holzknechten, Sennen oder wandernden Handwerksgesellen waren in der damaligen Bergeinsamkeit keine Seltenheit. Die jungen Männer sind aus

Nurrach, aber auch aus Grießen und Leogang herbeigeeilt, um junge resche Hochfilznerinnen zu umwerben – und die Mädchen haben dann oft dort hinaus geheiratet.

Sebastian Lackner (1919-2009) war eines von sechs Kindern der Nurracher Familie Lackner. Sein Bruder Hans bewohnte das Jägerhaus gegenüber dem Bachlhof.

Hochfilzen war damals eine Streusiedlung: Wenn der Bödenbauer auf der einen Seite des Dorfes oder der Hinterreithbauer auf der anderen sonntags in die Kirche gingen, waren sie dorthin eine gute Stunde unterwegs. Und die Familien gerade der Warminger Bauern waren kinderreich: Ein Dutzend Sprößlinge waren keine Seltenheit. Da gab es einerseits reichlich Freier und andererseits auch genügend Mädchen, die auf die Freiung warteten. Trotz der anspruchsvollen Entfernungen bedeutete das einen durchaus lebhaften Kennenlern- und Heiratsmarkt.

So wird es auch in diesem Fall gewesen sein. Beim Mägdelein muss es sich um eine Hochfilzerin gehandelt haben. Der Schauplatz des Geschehens könnte in Warming gelegen haben und zwischen Maurern und Gries ließ sich damals bestimmt Einsamkeit finden. Das haben die beiden wohl auch erstrebt. Zwar sagt der Text:

„Doch als es draußen wurde warm und schwül,
schlichen sich beide ins Machkammerl still."

Es liegt wohl näher, dass den beiden selbst „warm und schwül" geworden ist und nicht dem Wetter. Ob sie im Machkammerl (wie man damals die häusliche Werkstatt nannte) Abkühlung gefunden haben, wissen wir nicht. Zwar war es dort intimer – dennoch nicht so einsam wie im Freien, wie der Fortgang der Geschichte zeigt: Denn irgendwer hat das mitbekommen und die beiden im Machkammerl eingesperrt! Vermutlich hat er den an der Tür außen steckenden Schlüssel einfach umgedreht.

Man wüsste zu gerne, um welches Machkammerl es sich gehandelt hat. So gut wie jedes Bauernhaus hatte damals eines. Die naheliegendsten Kandidaten wären demnach die Gehöfte Maurern, Jaggl, Bartlern und Schipfl. Maurern hatte damals noch ein Zuhäusl und das wäre ein ideales Liebesnest, zumal erst kurz zuvor 1939 ein Josef Mitterer das Maurerhäusl gekauft hatte und mit einer stattlichen Anzahl weiblicher Nachkommen zugezogen war: Ein Foto aus dem Jahr 1943 zeigt vier Töchter und eine Cousine, die zweifellos allesamt auf die männliche Nachbarschaft gewirkt haben werden. Welcher junge Mann aus der Umgebung im Vollbesitz seiner Lendenkraft hätte darauf verzichtet, die Heiratsfähigkeit des Mädchenquartetts zu erkunden?

Das Gehöft Maurern (auch mit bairischer Endung „Mauring") mit Zuhäusl im August 1942. Im Bild die 1939 zugezogene Familie Mitterer: Von links Mutter Elisabeth mit Töchtern Anna, Frieda und Berta, Cousine Cilli und Tochter Lisi. Das Zuhäusl dürfte als Machkammerl gedient haben und wurde später abgerissen.

Bei der zugezogenen Familie Mitterer gab es keine Altbauern, die im Zuhäusl ihr Ausgedinge hätten finden können, und so hat man es als Machkammerl verwendet. Später war darin Wegmacherwerkzeug aufbewahrt und der vorletzte Besitzer Alois Auer hat es als Rumpelkammer verwendet. Als Josef Kogler 1969 das Anwesen erwarb, hat er das Zuhäusl abgerissen.

Dem Gedicht ist eine Karikatur beigegeben, die ein Mädchen darstellt, das den beiden eine lange Nase zeigt. Daher wird wohl sie den Schlüssel herumgedreht haben und das offenkundig mit Schadenfreude! Eine

Diese Karikatur schmückte das Gedicht und stellt ziemlich sicher die Täterin dar.

Konkurrentin, die eine verschmähte Liebe rächen wollte? Oder eine Neiderin, die auch gerne einen feschen blonden jungen Mann an der Angel gehabt hätte? Eine Schwester der Auserwählten gar? Das wäre nicht weit hergeholt: Bei Maurern hätte es davon drei gegeben und sie alle waren mit der Örtlichkeit vertraut.

Dafür spricht auch, dass am Wiesensee eine überaus romantische Kulisse für trautes Tändeln vorhanden war.

„Mit der Maid hast a Freud“ behauptet das Gedicht weiter, lenkt aber insoferne ein, als die Gefühle durch die Einklausung getrübt worden sein könnten: Die Liebe „in solcher Lage ist nicht nett – o wenn ich doch an Schlüssel hätt!“ Tatsächlich mag den beiden die Schäferstunde vergällt worden sein, die nicht länger intim war, sondern einen Zeugen bzw. eine Zeugin hatte.

Der Ausgang der Geschichte wird im Gedicht als Mahnung abstrahiert:

„O du mein Lackner Wastl schau:
Beim nächsten Mal sei mehrer schlau!
Probier den Schlüssel in aller Ruah,
sonst musst drinbleib´n bis in da Fruah!“

Wir können daher vermuten, dass die beiden erst am Morgen zu Beginn des Tagwerks aus ihrer misslichen Situation befreit wurden. Aber vielleicht war die Situation auch gar nicht so misslich ...

Abschließend: Wir wissen nicht, ob es wirklich so war. Aber es könnte durchaus so gewesen sein.

Auf das Gedicht in der Faschingszeitung hat mich Altbürgermeister Hans Arnold aufmerksam gemacht. Einzelheiten zum Maurerhäuls hat mir Ursula Hain berichtet. Ottilie Troger geb. Lackner hat mir über ihren Onkel Sebastian Lackner erzählt. Altbürgermeister Sepp Bergmann hat ebenfalls in seinen Erinnerungen gegraben und mir geholfen, ein Bild der damaligen Verhältnisse zu erstellen. Sollte der Text dennoch fehlerhafte Angaben enthalten, sind sie allein mir anzulasten.

Der Hoanga(r)scht

Hans Edelmaier

Der Hoanga(r)scht ist das vertraute Gespräch zwischen Bekannten. Er hat die abendliche Hausidylle nach vollbrachtem Tagwerk zur Grundlage: Der Bauer sitzt auf der Hausbank, raucht seine Pfeife und beobachtet die Fußgänger auf der Dorfstraße. Mit Bekannten wechselt er ein paar Worte, wie eben die Mitteilung des Mannes knapp und tiefgängig ist. Ansonsten bläst er zufrieden den Tabakrauch vor sich hin.

Anders seine Frau: Sie gießt nach Sonnenuntergang im Garten des Heimes (dem Heimgarten also) die Blumen. Die Nachbarin macht dasselbe und das gibt Gelegenheit zu einer Plauderei über den Gartenzaun hinweg. Weibliche Kommunikation ist breiter angelegt und die Reflexionen der Frauen zum Tagesgeschehen sind daher ausführlicher und umfassender. Und Frauen sind im Gespräch untereinander gute Zuhörer, weil sie nur so eine Chance sehen, auch selbst zu Wort zu kommen. Und diese weiblichen Nachbarschaftsgespräche nannte man „heimgart(n)en“ (n ist stimmlos) oder auch „heimgarteln“, was sich allmählich zu „hoamgårt (n)en“ und unter der Tirolerischen Vorliebe, Konsonanten zu einem „sch“ auszubauen, zu „hoangå(r) schten“ entwickelte. Nachdem der Tratsch das Blumengießen zeitlich wie inhaltlich überwiegt, bezieht sich die Bedeutung von „heimgartnen“ oder „hoangå-(r)schtn“ vor allem auf das nachbarliche Gespräch.

Titelblatt von Peter Roseggers Zeitschrift „Heimgarten“.

Es ist zwar eigentümlich, dass der „Hoangå(r)scht“ männlich ist, obwohl er von Frauen getätigt wird. Würde der Hausherr auf der Hausbank mit Nachbarn tratschen, müsste das Zeitwort „hausbånk(n)en“ heißen. Aber nachdem die männliche Kommunikation weniger ausufernd ist als die weibliche, hat sie sich in der Dorfkultur nicht mit einem eigenen Begriff etablieren können, der „Hoanga(r)scht“ hingegen fand seinen Fensterplatz im Vokabular des Tirolerischen Dialekts.

Peter Rosegger hat in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts in Graz eine Zeitschrift mit dem Titel „Heimgarten“ herausgegeben. Sie sollte kluge Aufsätze zur Erbauung nach Feierabend bieten. Und diesen Feierabend verbrachte die Familie besinnlich vor dem Heim: Der Mann auf der Hausbank und die Frau im „Heimgarten“ mit Blumengießen und „hoangå(r) schten“

Auf den richtigen Zeitpunkt kommt es an!

Alle Menschen, die mit der Holzarbeit zu tun haben, wissen seit Alters her, dass ganz allgemein im Winter die beste Zeit für das Schlagen und Bearbeiten von Holz ist. Über diese Erkenntnis hinaus gibt es noch eine Vielzahl von „Zeichen" für die Holzschlägerung und Holzbearbeitung. Im Archiv des Heimatvereins liegt eine Liste auf, die weder von der Herkunft noch vom Alter genau zuzuordnen ist und Reihe von solchen Anweisungen und Zeichen enthält. Solche Listen wurden auch früher schon in verschiedenen heimatkundlichen Publikationen veröffentlicht.

Josef Huetz (Schmölzer) bei der Holzarbeit

Zeichen zum Holzschlagen und Schwenden

1. Schwendtage sind der 3. April, der 30. Juli und am Achzitag, besser noch, wenn selbe noch im abnehmenden Mond sind und an einem Frauentag. Diese Tage sind auch für Kugeln und Schrottgießen gut.
2. Das Holzschlagen, daß es fest und gleim bleibt, ist gut die ersten acht Tage nach dem Neumond im Dezember, wenn ein weiches Zeichen darauf fällt. Krechtholz bzw. Machlholz, Buchen usw. zu schlagen, daß es gleim und fest wird, soll sein der Neumond und Skorpion.
3. Holzschlagen, daß es nicht verbrennt, ist nur ein Tag, der erste Tag im März, noch besser nach Sonnenuntergang.
4. Holzschlagen, daß es nicht fault, soll sein die letzten Tage im März im abnehmenden Fisch.
5. Holzschlagen, daß es nicht schwind, soll sein am dritten Tag im Herbst. Herbstanfang am 24. September, wenn der Mond drei Tage alt ist und an einem Frauentag, wo der Krebs drauffällt.
6. Brennholz zu arbeiten, daß es gut nachwächst, soll sein im Oktober im ersten Viertel aufnehmenden Mond.
7. Sägehölzer sollen geschlagen werden im aufnehmenden Fisch, so werden die Bretter nicht wurmig, ebenso die Hölzer.
8. Zu Brücken und Archen soll man Holz schlagen im abnehmenden Fisch oder Krebs.
9. Holz zu schlagen, daß es nicht kluftig und rissig wird oder aufgeht, soll geschehen am Tag vor Neumond im November.
10. Holz zu schlagen, daß es gering wird, soll sein im Skorpion im August, so der Mond einen Tag abgenommen hat, im Stier geschlagen bleibt es schwer.
11. Holz zu schlagen, daß es nicht zerreißt, den 24. Juni zwischen elf und zwölf Uhr.
12. Krecht– oder Machlholz soll geschlagen werden den 26. Februar im abnehmenden Mond, noch besser, wenn der Krebs darauf einfällt.
13. Toter Mond-Waage-Holz schwindet nicht, kann grün verarbeitet werden. Im Jahr ein bis zwei Tage.
14. Der Tage vor dem elften Vollmond fallen die Tannennadeln nicht ab. Bei totem Mond Zaunsäulen setzen, werden von selbst fest. Nägel bleiben im Holz.
15. Stauden, Heiden und Unkraut, das reiße aus drei Tage vor Johannes des Täufers (24. Juni) vor Mittag, dann wächst es nicht mehr.

Diese Zeichen sind alle bewiesen und ausprobiert!

Tierisches

Gedichte von Pfarrer Anton Waltl

Der am 26.01.1888 in Oberndorf geborene Anton Waltl war ein volkstümlicher Priester, der in der Zwischenkriegszeit als Kooperator in Fieberbrunn und von 1950 bis 1957 als Pfarrer von Hochfilzen wirkte. Er starb am 15.07.1962 in St. Johann. In den 50-er Jahren veröffentlichte er fast wöchentlich im Kitzbüheler Anzeiger Gedichte, die sich auf humorvolle Weise mit dem Leben in seiner Umgebung beschäftigten.

Das folgende Gedicht schildert eine Episode aus dem Leben des Fieberbrunner Fotografen Max Porsche, dem das Archiv der Marktgemeinde Fieberbrunn eine Unzahl von wertvollen Bildern verdankt:

Photo Heil

Herr Porsche macht auf alles Jagd,
was kreucht und fleucht auf Erden;
was sich vor seine Linse wagt,
das muß sein Eigen werden.

Und neulich bot sich ihm was dar:
ein Rehbock ist´s und gar nicht scheu;
ein Kapitalbock ist´s fürwahr.
Stolz trägt er sein Geweih.

Dem Porsche zittern Herz und Hand
vor lauter Jagdbegier;
er ist ganz außer Rand und Band
aus Freude an dem schönen Tier.

„Jetzt stillgestanden, lieber Freund!
Mehr freundlich schau´n und nicht so wild.
Ich tu dir nichts, bin nicht dein Feind,
du kriegst auch dann ein schönes Bild."

Doch kaum war ihm das Wort entfloh´n,
der Bock ihm einen Renner gab -
und Porsche lag am Boden schon
und kollerte den Berg hinab.

Eins würde mich sehr int´ressieren:
Den Photograph, vom Bock besiegt,
in dem Moment zu portraitieren,
wo er vor Schreck am Boden liegt.

Der „Roanerbock" war einen Winter beim Roanerbauern in Kost und Quartier; dort scheint er seinen Respekt vor den Menschen verloren zu haben und hat seither schon manchen Wanderer angegangen.

(Kitzbüheler Anzeiger, 1. Juni 1957)

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn
mail: johann.bachler@gmail.com
Homepage: www.heimatverein-pillersee.at

Pfarrer Anton Waltl mit der Obwallfamilie

Die wilde Jagd

Fünf große Jäger vor dem Herrn,
sie geh´n zur Jagd sehr oft und gern.
Das sind die Haus´rer Prominenten,
sie schießen Hasen, Reh´und Enten,
und wenn ein Spielhahn wird erlegt,
das Herz voll Stolz und Freude schlägt.
Und neulich stiegen sie hinauf zur Scharten,
um dort das Morgengrauen zu erwarten.
Dort heizen sie sich tüchtig ein,
warm und gemütlich muß es sein.
Und dann, weil frei und weit vom Schuß,
ergeben sie sich dem Genuß
von vielen Schnäpsen und von Rum,
die Flasche kreiste ringsherum.
Und nach bewährtem Jagerbrauch
erscholl manch frohes Liedchen auch;
es schallt so mächtig durch den Wald
und laut das Echo widerhallt
und ringsherum in stiller Ruh
die Waldesvöglein hören zu.
Auf einmal heißt´s: „Der Tag bricht an:
Jetzt laßt uns springen an den Hahn!"
Und schnell verlassen sie den Ort—
das Feuer brannte lustig fort.

Tschintarata bum! Der erste Vers ist um.
Jetzt kommt der zweite, wie man voll Freude
das Büchslein an die Wange drückt
und Schüsse in die Bäume schickt.
Wie es da ringsum blitzt und kracht,
als gäb´ es eine blut´ge Schlacht.
Der alte Spielhahn hört es auch
und hält vor Lachen sich den Bauch.
Nun müssen sie das Schießen enden
und kehren heim mit leeren Händen.
Sehr wechselnd ist des Jägers Glück,
doch sieh, welch neues Mißgeschick:
Die Schartnerhütt´ in Flammen steht,
doch hoffentlich ist´s nicht zu spät!
Die Jäger werden wilde Renner,
sie sind ja alle tapf´re Männer
der Feuerwehr dort von St. Haus
und löschen ´s Feuer alsbald aus.
Am Sonntag geh´n sie in die Kirch geschlossen
zum Dank, daß keiner ward erschossen.

(Kitzbüheler Anzeiger, 23.06.1956)